

Leseprobe aus:

Daniel Hope, Wolfgang Knauer

Wann darf ich klatschen?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

EIN WORT VORWEG

WARUM DIESES BUCH? 11

KAPITEL 1

WOZU KONZERTE? 13

Klassik lohnt sich 13

Rich People's Music? 16

KAPITEL 2

EINLADUNG INS KONZERT 23

Muss man Experte sein? 23

Frackzwang für Beethoven? 28

Wie erfährt man mehr? 33

KAPITEL 3

SCHNELLKURS IN MUSIKGESCHICHTE 39

Die Sache mit den Epochen 39

Was ist so klassisch an der Klassik? 45

Wie romantisch ist die Romantik? 52

Wie modern ist Barock? 59

Der Sound von heute oder:

Warum ist die Moderne so anstrengend? 67

KAPITEL 4

AN DER ABENDKASSE 73

Musik hat ihren Preis 73

Wo ist der beste Platz? 78

Namen wie Musik – Die berühmten Konzertsäle 82

KAPITEL 5

DER COUNTDOWN LÄUFT 91

Vorn im Saal 91

Hinter der Bühne 94

Geübt und geprobt 99

KAPITEL 6

DAS ORCHESTER KOMMT 106

Eine sensible Familie 106

Die richtige Stimmung 118

KAPITEL 7

DER DIRIGENT TRITT AUF 124

Gespannte Erwartung 124

Legenden und Kultfiguren 128

Einige der großen Legenden: Mythische Maestri 137

KAPITEL 8

DER SOLIST MACHT SICH BEREIT 143

Warten auf den Auftritt 143

Neue Stars und alte Löwen 150

Bestimmt der Solist, was er spielt? 162

Bitte auf die Bühne, Herr Hope 172

KAPITEL 9

MIT UND OHNE NOTEN 181

Auswendig oder vom Blatt 181

In Dur und Moll 191

Von Largo bis Presto 199

KAPITEL 10

SPIEL, SATZ UND SIEG 204

Hören und Fühlen 204

Kleine und große Dramen 213

Laut, lauter, Orchester 221

KAPITEL 11

ES DARF GEKLATSCHT WERDEN 225

Das schönste Geräusch nach der Musik 225

Zugabe: Lohn für die Belohnung 233

Was in der Zeitung steht 238

EIN WORT ZUM SCHLUSS
WIEDERSEHEN MIT LARRY 242

DISKOGRAPHIE
DANIEL HOPE 245

PERSONEN- UND SACHREGISTER 248

EIN WORT VORWEG

WARUM DIESES BUCH?

«Wird es in zwanzig Jahren noch klassische Konzerte geben?» Wäre mir diese Frage am Anfang meiner Musikerlaufbahn gestellt worden, hätte ich sie als völlig hypothetisch und fiktiv abgetan. Natürlich wird es Konzerte geben, hätte ich geantwortet, genauso wie es Autos, Fußballspiele und Urlaubsreisen geben wird. Weil Konzerte ganz einfach zum Leben dazugehören und weil Musik die Live-Aufführung so nötig braucht wie der Fisch das Wasser und der Mensch die Luft zum Atmen.

Mittlerweile bin ich nicht mehr so sicher. Das Interesse an der Klassik hat spürbar nachgelassen, Veranstalter klagen über Besucherschwund, die Schallplattenindustrie verzeichnet dramatische Einbrüche bei den Verkaufszahlen, und die Klassik-Programme der Radiosender suchen ihr Heil fast nur noch in kulinarischen Häppchen. Haben die traditionellen Konzerte da noch eine Zukunft?

Als ich vor einiger Zeit in einem Interview danach gefragt wurde, habe ich denn auch aus meinen Zweifeln kein Hehl gemacht: Wenn es nicht gelingt, das Publikum von morgen zu finden, wird der Konzertbetrieb, wie wir ihn heute kennen, wohl tatsächlich aussterben. Zwei Stunden lang still sitzen und andachtsvoll einer Programmfolge zuhören, die nach dem immer gleichen Muster zusammengestellt wird, ist gerade für junge Leute kaum noch verlockend. Sie verlangen nach neuen Formen, wollen nicht durch starre Rituale und elitäres Gehabe unnötig auf Distanz gehalten werden, sondern die Musik ganz unmittelbar erleben, ohne Schwellenangst und ohne das Gefühl, als Nicht-Experten fehl am Platz zu sein.

Aus Gesprächen mit Klassik-Einsteigern habe ich immer

wieder herausgehört, dass es vor allem die oft altmodisch und verstaubt wirkende Atmosphäre ist, die so manchen vom Konzertbesuch abhält. Und hinzu kommen die vielen Details im Ablauf eines Konzerts, die zwar für routinierte Abonnenten völlig selbstverständlich sind, Neulingen aber leicht wie böhmische Dörfer vorkommen. Von solchen auf Anhieb schwer durchschaubaren zeremoniellen Handlungen, scheinbar kuriosen Usancen und eingefahrenen Spielregeln handelt dieses Buch, eingeschlossen die Frage, wann man eigentlich klatschen darf.

Es ist kein Musiklexikon, erst recht keine wissenschaftliche Abhandlung, auch kein Konzert-Knigge, sondern ein Wegweiser. Und weil ich als Musiker in vielen Konzerthäusern ein und aus gehe und mich mit dem Betrieb ganz gut auskenne, biete ich mich als Fremdenführer an. Als eine Art Lotse, der bei der Orientierung hilft, von der Musik erzählt, von den Musikern, die sie aufführen, von dem, was auf der Bühne passiert, und auch von dem, was sich dahinter abspielt.

Die Lektüre soll dabei helfen, den Konzertsaal nicht mehr als eine fremde, unbekannte Welt zu empfinden, und dazu anregen, sich weiter mit der Musik zu beschäftigen. Und vor allem dazu, bald wieder ins Konzert zu gehen.

KAPITEL 1

WOZU KONZERTE?

«Die Musik spricht für sich allein,
vorausgesetzt, wir geben ihr eine Chance.»

Yehudi Menuhin, Geiger

Klassik lohnt sich 🎵 Rich People's Music? 🎵 Es gibt doch alles auf CD 🎵
Momentaufnahmen für die Ewigkeit

KLASSIK LOHNT SICH

Ich muss gestehen – ich liebe Konzerte. Es gibt nichts Aufregenderes und Spannenderes. Beethoven, Mendelssohn, Brahms live zu hören. Das ist das Größte, nichts sonst setzt in einem einzigen Moment so viel Adrenalin und Glückshormone frei.

Ob ich übertreibe?

Mag sein, dass ich mich in meiner Begeisterung für die Musik ein bisschen hinreißen lasse. Aber eines steht für mich fest: Wer noch nie in einem Konzert gesessen hat, weiß nicht, was ihm entgangen ist.

Wenigstens ein einziges Mal muss man es miterlebt haben. Muss dabei gewesen sein, wenn durch Instrumente aus Holz und Metall und aus Zeichen und Strichen auf Notenpapier urplötzlich Klänge hervorbrechen, wie in einer Explosion. Das ist wie Magie, so als seien Zauberkräfte am Werk.

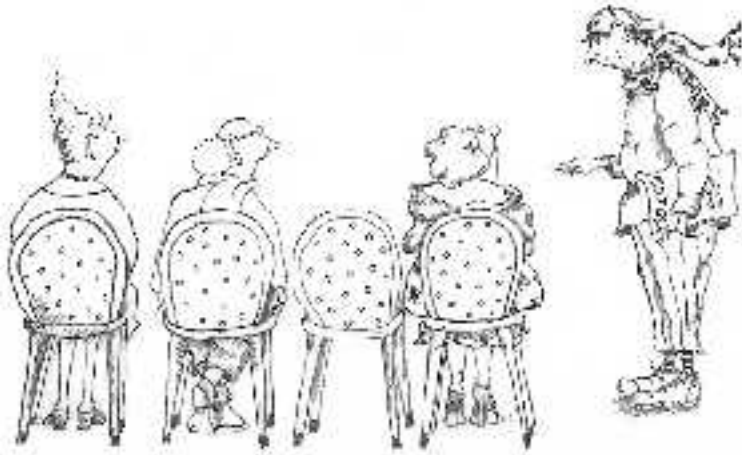
Natürlich werden es nicht alle so empfinden. Einigen wird es gehen wie beim Bungee-Springen, und sie sagen hinterher: Einmal und nie wieder! Aber die meisten, die Zeuge dieses Wunders geworden sind, werden nicht genug davon bekommen.

Es fragt sich nur, wie lange überhaupt noch Gelegenheit dazu besteht. Stichwort: Klassik-Krise. Sogar Insider reden davon und prophezeien das nahe Ende des Konzertbetriebs, so wie ein bekannter Londoner Musikkritiker, der vor ein paar Jahren in einem Buch behauptete, die klassische Musik habe «ausgespielt». Bestärkt sehen sich die Pessimisten durch das immer weiter steigende Durchschnittsalter der Konzertbesucher; in Deutschland liegt es nach einer aktuellen ARD-Studie bereits bei 63 Jahren. Man kann sich also leicht ausrechnen, dass die Musiker in spätestens zwanzig Jahren vor leeren Reihen spielen, sofern nicht jüngere nachrücken. Für mich eine Horrorvorstellung.

Woher kommt es, dass so wenig junge Leute Lust haben, ins Konzert zu gehen? An der Musik kann und darf es nicht liegen. Jedenfalls besagen andere Umfragen, dass über fünfzig Prozent aller Menschen über achtzehn offen sind für klassische Musik, dass aber nur sechs Prozent regelmäßig ins Konzert oder in die Oper gehen.

Über fünfzig Prozent – ist das nicht eine riesige Chance?

Was ist es dann, das die jungen Leute abschreckt? Finden sie



Klassik langweilig oder uncool? Haben sie Angst davor, sich länger als ein paar Minuten am Stück konzentrieren zu müssen? Oder hat man ihnen in der Schule nicht erzählt, dass es außer Rock, House und Rap auch noch andere Musik gibt auf der Welt? Und was ist mit denen, die schon angefangen haben, sich für die Klassik zu interessieren, aber trotzdem glauben, dass Konzerte nichts für sie sind?

Ich bin Berufsmusiker, mir kann das Thema einfach nicht egal sein. Also habe ich jede Gelegenheit genutzt herauszufinden, was die Jüngeren am Konzertbetrieb stört, nervt, anodet. Ich habe mit vielen von ihnen gesprochen, wenn ich selbst irgendwo gespielt hatte und hinterher wissen wollte, wie es ihnen gefallen hat.

Immer wieder hörte ich die gleichen Kommentare: Zur Musik reichte die Skala von «ganz okay» bis «saueil», aber das Drum und Dran sei ziemlich schlimm. Viel zu steif und förmlich, zu teuer und einfach nicht zeitgemäß. Und außerdem könne man als Konzertsaal-Neuling leicht den Eindruck gewinnen, das ergraute Stammpublikum würde lieber unter sich bleiben. Wer keine große Ahnung von der Klassik hat und womöglich auch noch an der falschen Stelle klatscht, fühlt sich oft nicht akzeptiert.

Manches ist sicher nur ein Vorurteil. Vieles aber trifft wohl zu. Die verstaubte Atmosphäre ist längst auch anderen aufgefallen, nicht nur Besuchern, sondern auch denen, die oben auf dem Podium stehen. Und es soll nicht unterschlagen werden, dass schon jetzt eine Menge dagegen getan wird. Immer mehr Veranstalter und Künstler versuchen sich in neuen und moderneren Formen, erproben Modelle, die für Jüngere attraktiver sind, ohne dass die Älteren dadurch vertrieben werden. Denn das darf ja keinesfalls passieren, dass sich nun plötzlich diejenigen ausgeschlossen fühlen, die seit vielen Jahren in Konzerte gehen.

Und was ist mit dem Fachwissen, ohne das man angeblich aufgeschmissen ist im Konzertsaal? Vor allem die Einsteiger

haben da so ihre Befürchtungen. Ich möchte alle beruhigen, die glauben, sie verstünden zu wenig von Musik. Man muss kein Experte sein, um ein Konzert zu besuchen, und schon gar nicht, um die Musik genießen zu können. Aber das soll nicht heißen, dass man es für immer bei seiner Ahnungslosigkeit belässt. Wenn man nur ein paar Kenntnisse mitbringt, ein bisschen weiß von den Komponisten und ihren Werken, wird man schnell merken, dass man mehr von den Stücken hat, die man hört. Und wenn man immer weiter fragt und sucht und auf diese Weise immer mehr über die Musik erfährt, umso besser.

Dann nämlich gibt man der Musik tatsächlich die Chance, von der Yehudi Menuhin, der berühmte Geiger, gesprochen hat – die Chance, zu uns zu sprechen. Sie hat uns unendlich viel zu sagen. Je länger und intensiver man sich mit ihr beschäftigt, desto stärker wird es einem bewusst werden, und man wird feststellen: Klassik lohnt sich. Vor allem und in erster Linie, wenn man sie live erlebt, im Konzert.

RICH PEOPLE'S MUSIC?

«Musik zu hören ist zweifellos eine der
extravagantesten Arten, sein Geld auszugeben.»

Mauricio Kagel, Komponist

Vor einiger Zeit war ich zu einem kurzen Gastspiel in San Francisco, und der Terminplan war sehr eng. Ein paar Stunden nach der Ankunft die ersten Proben, zwei Tage später das Konzert und am Morgen danach schon wieder die Abreise. Als ich aus dem Hotel kam, war mein Gepäck bereits im Taxi verstaubt. Bis auf die Geige. Sie trug ich wie immer über meiner Schulter. Seit ich sie mitsamt Geigenkasten vor Jahren mal in einem Restaurant vergessen und vor Schreck fast einen Herzinfarkt erlitten

hatte, lasse ich sie keine Sekunde mehr aus den Augen. Nicht auszudenken, wenn ich sie damals nicht wiedergefunden hätte! Eine Januarius-Gagliano-Violine von 1769. Fünfzehn Jahre habe ich daran abbezahlt.

Dem Taxifahrer, etwa in meinem Alter, fiel sie sofort auf. Nachdem ich eingestiegen und er losgefahren war, rief er, um die Popmusik aus dem Radio zu übertönen, nach hinten: «In welcher Band spielen Sie?» Anscheinend hielt er mich für einen Pop-Musiker. Erst wollte ich so tun, als hätte ich die Frage nicht gehört. Ich war hundemüde, hatte kaum geschlafen, weil es nach dem Konzert einen Empfang und anschließend noch eine wilde Party gab, und hatte nicht die geringste Lust, mich zu unterhalten.

Aber ich wollte nicht unfreundlich wirken. «In keiner Band», klärte ich ihn auf, «ich spiele klassische Musik.» Er verdrehte die Augen und schaltete sofort das Radio aus. Dabei beobachtete ich ihn im Rückspiegel und sah, dass sein Ausdruck etwas ironisch wurde: «Aha, I see. Rich People's Music!»

Ich weiß nicht, wieso, aber die Bemerkung ärgerte mich. Wieder eines dieser üblichen Vorurteile. Wahrscheinlich sagt er gleich auch noch, dass Klassik unmodern und muffig ist, dachte ich. Sollte ich eine Diskussion anfangen? Eigentlich nicht. Aber da fiel mir die Idee mit dem Buch ein, für das ich immer noch Stoff sammelte. Vielleicht würde sich ja etwas Brauchbares ergeben. Also gab ich mir einen Ruck, beugte mich nach vorn, und schon waren wir mitten im Gespräch.

Larry, so hieß der Taxifahrer, hatte seine festgefügtten Ansichten, über die Kirche, die Wall Street und über Obama, aber auch über Musik, und er vertrat sie wortreich und ziemlich intelligent. Er hatte ursprünglich Anwalt werden wollen, sein Studium aber an den Nagel gehängt, als sein Vater starb und er als Ältester für die Familie sorgen musste. Als Kind, erzählte er stolz, hatte er für kurze Zeit Klavierstunden, konnte sogar mit einiger Mühe das Albumblatt «Für Elise» spielen. Aber dann reichte das Geld

nicht mehr für den Unterricht, und seitdem hatte er mit Beethoven und Klassik nicht mehr viel im Sinn, höchstens dass er gelegentlich im Auto den örtlichen Klassiksender einschaltete oder zu Hause eine von den alten Opernplatten auflegte, die ihm sein Dad hinterlassen hatte. In Konzerte ging er nie, viel zu teuer, nicht seine Gehaltsklasse. Die Musik der Reichen eben.

Wenn ich an die gesalzenen Preise dachte, die man in Amerika und auch anderswo für Konzert- und Opernkarten bezahlen muss, konnte ich kaum widersprechen. Zumindest wenn die großen Stars auftreten, sind Tickets für Normalverdiener kaum noch erschwinglich.

ES GIBT DOCH ALLES AUF CD

Aber Larry fand das nicht weiter schlimm. Arm und Reich gab es ja immer, in Amerika sowieso. Wenn man unbedingt Mozart oder Beethoven oder sonst wen hören will, meinte er, legt man einfach eine CD auf oder lädt sich Aufnahmen aus dem Netz herunter. Man spart nicht nur einen Haufen Geld, sondern kann auch noch zu Hause bleiben und es sich mit einem Bier auf dem Sofa bequem machen, während man sich sein Lieblingsstück reinzieht. Genauso wie bei einer Baseball-Übertragung im Fernsehen. Wozu da noch Konzerte?

«Weil das Konzert live ist und die CD nicht!» Ich erschrak fast selbst über die Vehemenz, mit der ich das sagte. Aber ich kann mich immer wieder aufregen, wenn Leute sagen, die CD sei doch genau das Gleiche wie ein Konzert und genauso live. Sie können das nur behaupten, weil sie nicht kapiert haben, wie Schallplatten gemacht werden. Da wird erst einmal zwei, drei oder mehr Tage lang aufgenommen und hinterher so lange geschnitten, bis alle Patzer und Unebenheiten beseitigt sind und die gelungensten Passagen übrig bleiben.

«Wie bitte? Das ist doch Betrug!», meinte Larry.

In gewisser Weise schon, gab ich ihm recht. Selbst da, wo

«live» draufsteht, wird mehr als nur ein bisschen nachgeholfen: Entweder werden mehrere Aufnahmen zusammengeschnitten oder von einzelnen Stellen, die nicht hundertprozentig geklappt haben, Korrekturaufnahmen gemacht, die man nachträglich einfügt.

Larry fand, das sei ja noch größerer Betrug. Aber ich hielt ihm entgegen, dass es ihn mit Sicherheit viel mehr stören würde, wenn er auf einer CD immer wieder denselben Horn-Kiekser oder schiefen Geigenton hören müsste, nur weil man sich den Schnitt gespart hat. Und außerdem erinnerte ich ihn daran, dass es beim Film genauso gemacht wird: Auch der wird ja nicht in einem Rutsch, sondern in endlos vielen Einzel-Takes gedreht, und die werden anschließend in mühevoller Kleinarbeit so zusammengesetzt, wie der Regisseur oder, häufiger noch, das Studio es haben will.

Und im Übrigen – wo wäre die Musik denn heute ohne Schallplatte? Dass sie sich so über die Welt ausgebreitet und so viele Menschen erreicht hat, wäre doch ohne diese grandiose Erfindung nie und nimmer möglich gewesen. Mittlerweile kann man fast alles, was je komponiert wurde, auf Platte oder CD hören, obendrein in ungezählten verschiedenen Versionen. Ein Riesensfortschritt! Wer sich in früheren Jahrhunderten für Musik interessierte, musste versuchen, Noten aufzutreiben, vorausgesetzt, er wusste überhaupt von der Existenz eines Stücks und kannte sich aus mit der Notenschrift.

Und hören konnte man Musik nur, wenn man sie sich entweder selber spielte oder ins Konzert ging, was allerdings lange Zeit einzig und allein den hohen Herrschaften des Adels vorbehalten war. Bis in die Beethoven-Zeit waren Konzerte, abgesehen von der Musik in Kirchen, fest in aristokratischer Hand, und erst danach entwickelte sich allmählich ein bürgerliches Musikleben.

Also nichts gegen die Schallplatte, meinte Larry; sie hat uns die Demokratisierung der Musik gebracht. Ich gab ihm recht. Und uns Musikern hat sie außerdem ungeahnte Möglichkeiten

eröffnet. Nicht etwa nur als zusätzliche Einnahmequelle, sondern auch zur Steigerung des Bekanntheitsgrades und zur Dokumentation der eigenen Karriere. Und dann noch etwas: Dank der Schallplatte konnten sich die Musiker zum ersten Mal selbst hören. Eine Revolution! Die Geiger zum Beispiel kannten die Klänge, die sie produzierten, ja nur aus der unmittelbaren Nähe zu ihrem Instrument. Wie sich ihr Spiel aus der Distanz anhörte, wussten sie nicht. Jetzt plötzlich konnten sie sich gleichsam mitten ins Publikum setzen und selbstkritisch überprüfen, wie ihr Spiel klang. Die Wirkung muss ungeheuer gewesen sein, noch weit stärker als der Effekt, den jeder Laie kennt, wenn er zum ersten Mal seine eigene Stimme vom Tonband hört. Der berühmte Geiger Joseph Joachim soll vor Überwältigung sogar geweint haben, als man ihm eine Aufnahme von sich selber vorspielte. Inzwischen ist die Tonaufzeichnung als Mittel zur eigenen Kontrolle der Spieltechnik unverzichtbar geworden.

MOMENTAUFNAHMEN FÜR DIE EWIGKEIT

Allerdings gibt es auch eine Kehrseite: Wenn man die CD einspielt, entspricht sie dem, was man zu diesem Zeitpunkt für das Optimum hält. So und nicht anders, denkt man, wenn man die ziemlich anstrengende Aufnahme-prozedur hinter sich hat, und ist zufrieden mit sich und seiner Arbeit. Wenn die CD dann aber nach ein paar Monaten auf den Markt kommt, kann es schon wieder ganz anders sein. Da findet man unter Umständen, dass man diese oder jene Passage doch lieber anders gespielt hätte, hier ein anderer Akzent oder dort ein schnelleres Tempo besser gewesen wäre.

Das liegt daran, dass die Auffassung von einem Stück nie gleich bleibt, sondern sich immer weiterentwickelt, sich ständig ändert, nicht gravierend und schon gar nicht radikal und grundsätzlich, aber doch in Nuancen. Der Dirigent Simon Rattle hat mal gesagt: «Aufnahmen sind wie Kinder. Man freut sich riesig

über sie, freut sich aber noch mehr, wenn sie wachsen.» Heute spiele ich ein Stück so, morgen schon wieder anders. Jede Aufführung ist neu. Weil auch die Umstände, unter denen sie stattfindet, immer neu sind. Viele Faktoren kommen da zusammen, die Atmosphäre, die Stimmung im Publikum, meine Tagesform, die Intuition des Augenblicks, vielleicht auch neue Einsichten und Erkenntnisse.

Die CD kann aber nur eine einzige Version festhalten, sie ist eine Momentaufnahme, und wer sie noch im Ohr hat, während er dasselbe Stück in einem Live-Konzert hört, stellt die Unterschiede fest, vergleicht und wundert sich womöglich. Und dann kommt die Frage: «Warum haben Sie das Stück heute anders gespielt als auf Ihrer Platte?» Genau begründen lässt es sich nicht. Es ist halt das Wesen des Live-Konzerts, dass es die Musik immer wieder neu entstehen lässt. Und nie ist das Ergebnis so wie vorher oder nachher. Eben weil die Bedingungen nie identisch sind. Andere Zuhörer, andere Säle, andere Begleitumstände, und wie sie sich auswirken, kann niemand voraussagen, man merkt es erst während des Konzerts selbst.

Nur eines steht fest: Das wahre Musikerlebnis hat man erst, wenn man unmittelbar dabei ist, wenn man hört und sieht, wie geschriebene Noten plötzlich zum Leben erweckt werden, wenn Melodien aufsteigen und sich ein riesiger Raum mit Klängen füllt, wenn man von der Musik umgeben wird und spürt, wie sie einen ergreift. Das ist das Original, die CD nur das Abbild.

Natürlich konnte ich mir nicht verkneifen, Larry von Sergiu Celibidache zu erzählen, der sich als Dirigent immer geweigert hat, Schallplatten zu produzieren, mit der Begründung, das Mysterium Musik lasse sich nicht zu einem tönenden Pfannkuchen platt pressen. Das war zwar ziemlich überspitzt formuliert, aber etwas Wahres ist schon daran. Zweifellos gibt es Aufnahmen, die perfekt sind und wunderbar klingen. Aber etwas fehlt. Das Einmalige und Unwiederbringliche der Live-Aufführung.

Larry war noch nicht restlos überzeugt. Aber wir waren in-

zwischen am Flughafen angekommen und mussten unsere Unterhaltung beenden. Vorerst jedenfalls. Mir hatte es Spaß gemacht, mit ihm zu reden, und mein Kater war etwas weniger geworden. Auch Larry schien an einer Fortsetzung interessiert zu sein. Also gab ich ihm meine E-Mail-Adresse, und wir verabredeten uns lose bis zu meinem nächsten Besuch in San Francisco. Ich versprach, ihn dann mit ins Konzert zu nehmen, um ihm zu beweisen, dass tatsächlich stimmt, was ich erzählt hatte.